

Geschichte ausstellen:

Das Wien Museum nach der Wiedereröffnung. Diskussion

Der Diskussion¹ im Frühjahr 2024 ging am 12. Februar 2024 ein gemeinsamer Besuch im Wien Museum voraus. Eine Gruppe von OeZG-Herausgeber*innen wurde von den Kurator*innen Elke Doppler und Gerhard Milchram durch Umbau und die am 6. Dezember 2023 eröffnete neue Dauerausstellung geführt. Daran schloss eine Gesprächsrunde mit Kurator*innen des Hauses und dem wissenschaftlichen Direktor Matti Bunzl an.

1. Zur Geschichte des Museums²

Als 1888 das Historische Museum der Stadt Wien im damals neuen Rathaus an der Ringstraße eröffnet wurde,³ war es Teil einer musealen Gründungsdynamik, die ganz Österreich erfasste.⁴ Das Wiener war bei Weitem nicht das erste dieser Stadt-

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2025-36-1-12>



Laurence Cole, Fachbereich Geschichte, Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg, Österreich; laurence.cole@plus.ac.at

Oliver Kühschelm, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, Kulturbereich 4, 3109 St. Pölten, Österreich; oliver.kuehschelm@ruralhistory.at

Erich Landsteiner, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien, Österreich; erich.landsteiner@univie.ac.at

Michaela Hafner, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien, Österreich; michaela.hafner@univie.ac.at

1 Die Diskussion fand am 20. April 2024 im Rahmen der jährlichen Frühjahrsklausur der OeZG statt. Transkription: Alina Nederegger, Redaktion: Laurence Cole, Oliver Kühschelm, Erich Landsteiner, Michaela Hafner.

2 Schriftliche Fassung des Einstiegsimpulses zur Diskussion.

3 Ein guter Überblick und Literaturhinweise zur Museumsgeschichte auf Wien Geschichte Wiki: https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Wien_Museum (12.9.2024).

4 Heidi Hein-Kircher/Tanja Vahtikari, City Museums in the Emerging Cities of Eastern Europe, 1880–1939: Introduction, in: *Museum History Journal* (2022), 1–11, <https://doi.org/10.1080/19369816.2022.2042069>; Matthew Rampley/Markian Prokopovych/Nóra Veszprémi, The Museum Age in Austria-Hungary. Art and Empire in the Long Nineteenth Century, University Park, Pennsylvania 2020, <https://doi.org/10.1515/9780271089065>.

museen.⁵ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden reihum Vereine, Privatpersonen und Kommunen einschlägig tätig – in den vielen kleinen und mittleren Städten der Habsburgermonarchie ebenso wie in ihren wenigen Großstädten. In Prag eröffnete 1883 ein Stadtmuseum, in Graz, immerhin der zweitgrößten Stadt des heutigen Österreich, allerdings erst 1928. Um die beiden größten europäischen Metropolen vergleichend einzubeziehen: Das Musée Carnavalet in Paris wurde erst 1880 eröffnet, nicht allzu lange vor Wien. Das Museum der Stadt London hat zwei institutionelle Wurzeln, eine davon reicht bis 1826 zurück. Doch die Sammlung wurde erst 1872 öffentlich zugänglich.

Für die bürgerliche Selbstrepräsentation spielten die Museen eine zentrale Rolle. Erhellend ist diesbezüglich, was über das Wiener Museum rund um die Zeit seiner Eröffnung geschrieben wurde. Das *Monatsblatt des Alterthums-Vereines* merkte an, dass „die Weltstadt Wien“ nun endlich ein „langes Versäumnis gut gemacht“ habe.⁶ Die Etikettierung als „Weltstadt“ erhob einen Anspruch und leitete zum Vorwurf über, dass Wien „den Beispielen weit weniger bedeutender Städte nachgehinkt“ sei. Die Funktion des Museums für die Stadt beschrieb das Blatt als „Sammelplatz für alle Denkmale seiner reichen Geschichte und seiner Cultur“. Im Weiteren erläuterte der Beitrag die Gliederung der Ausstellung in vier Abteilungen: „die baulichen Reste und monumentale Denkmale, das topographische und das ethnographische Gebiet“. Dazu kam noch die „werthvolle und umfangreiche Waffensammlung“. Sie bildete den historischen Kern des Museums, das sich ausgehend von den Beständen des Zeughauses entwickelt hatte.

Ein öffentlich zugängliches Museum formuliert ein Angebot, das sich im Prinzip an alle richtet. Zugleich stellt es Anforderungen an seine Besucher*innen und schränkt diese Allgemeinheit dadurch wieder ein. Welche Subjektpositionen und Verhaltensweisen imaginierte das *Monatsblatt des Alterthums-Vereines* für das neu eröffnete Museum der Stadt Wien? „Das Ganze“ biete sich „würdig, ernst und verständig“ dar und verlangte einen ebensolchen Besucher. „Dem ruhig dahinschreitenden Beobachter“ wurde durch seine gemessene, ebenso bürgerlich wie männlich codierte Art der Begegnung mit der Ausstellung deutlich, dass er die „Männer, welche auf die Bildung und Voraugenstellung desselben zunächst Einfluss genommen haben [...], zu ihrem Werke nur bestens beglückwünschen“ könne.⁷

5 Nicht einmal im Kronland Niederösterreich – hier gingen Wien die Kleinstädte Baden und Melk voraus: Celine Wawruschaka, Stadtmuseen als kulturelle Praxis. Zur Geschichte eines bürgerlichen Phänomens, in: Oliver Kühschelm/Elisabeth Loinig/Stefan Eminger/Willibald Rosner (Hg.), Niederösterreich im 19. Jahrhundert, Bd. 2: Gesellschaft und Gemeinschaft. Eine Regionalgeschichte der Moderne, St. Pölten 2021, 575–600, doi.org/10.52035/noil.2021.19jh02.22.

6 Monatsblatt des Alterthums-Vereines zu Wien 2/8 (1888), 47 f.

7 Ebd.

Ein anderer, ebenfalls 1888 erschienener Artikel fügt weitere Bestimmungen hinzu: Er bezeichnete das Museum als „hochwichtigen Lernbehelf für die Bevölkerung“, mit dem die Geschichte als „Lehrmeisterin“ den Menschen Wesentliches zur Bewältigung von Gegenwart und Zukunft mitgeben konnte. Neben Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit versprach das Museum aber aus Sicht des Autors auch ein Erlebnis, das bürgerliche Zivilisiertheit mit der heroischen Kraftmeierei der Vergangenheit konfrontierte:

„Es müssen ganz besondere Leute gewesen sein ... diese ‚alten‘ Wiener. Wohin man blickt in den sechs Sälen des Mezzanin im neuen Rathause [...], überall Wahrzeichen einer imponierenden Kraft, einer manchmal überschäumenden bizarren Gestaltungsgabe neben blutigen Werkzeugen einer schrankenlosen Härte. Viel Licht – neben viel Schatten.“⁸



Abbildung 1: Historisches Museum der Stadt Wien um 1900 (Einblick in den Ausstellungsraum)
Foto: Wien Museum WM 240540/2

Um 1900 gemachte Fotos aus dem Museumsinneren vermitteln einen Eindruck von den Schauplätzen des Dahinschreitens, Lernens und Erschauerns über die alten Wiener – so fremd wie imponierend (Abbildung 1). Als bildungsbürgerlicher Höhepunkt waren Franz Grillparzers Bibliothek und sein in den Schauräumen nachge-

8 Ludwig Basch, Das Raritäten-Kabinet von Neu-Wien, in: Illustriertes Wiener Extrablatt, 13.6.1888, 4 f.

stelltes Wohnzimmer angelegt, das auch den jüngsten Umbau des Museums überstanden hat.⁹ Der einstige Ort der Huldigung an das österreichisch, deutsch und bürgerlich aufgeladene Genie wurde aber in eine Beschäftigung mit Gender und sozialer Ungleichheit einbezogen, indem der Raumplan das 1,40 Quadratmeter große Dienstbotenzimmer dem um Vieles größeren Wohnzimmer kontrastiert. Allein der Klavierflügel beanspruchte mehr Platz, als die Dienstinne erhielt.

Die Sammlungsbestände legen dem Museum ein zuerst im 19. Jahrhundert entwickeltes Verständnis seiner Aufgabe nahe, zu dem sich jede Neubearbeitung stellt und stellen muss. Ebenso schafft das Gebäude selbst Voraussetzungen, die zwischen Bürgerstolz, nationaler Selbstverständigung und City Branding changieren. Das Museum befindet sich längst nicht mehr im Rathaus, denn schon bald wünschte man sich ein eigenes Gebäude für die Ausstellung. Nach langen Bemühungen fiel der entsprechende Beschluss im Gemeinderat – allerdings im Juli 1914, und so kam das Projekt nicht weiter als bis zum Beginn der Aushubarbeiten an der Stelle, an der sich heute die Stadthalle befindet. Erst 1959 wurde der aktuelle Standort am Karlsplatz bezogen, in einem von Oswald Haerdtl geplanten Neubau. Der Architekt und sein Werk sind ein Paradebeispiel jener gemäßigten Moderne, die selbst der Austrofascismus ertrug und die auch die Zweite Republik nicht überforderte. Die regimeübergreifende Kompatibilität beruhte wesentlich auf einer Gestaltung als Schaufenster, geeignet für Tourismuswerbung ebenso wie für nationale Identitätsstiftung. In Haerdtls Pavillon für die Weltausstellung in Paris 1937 gaben die Glasflächen den Blick auf eine hochalpine Landschaft frei,¹⁰ während der Eingangsbereich des Wien Museums aus entsprechendem Winkel betrachtet die Karlskirche als Monument des barocken Wiens spiegeln konnte. Alpengnaden und Kaiserstadt.

Seit der Wiedereröffnung im Dezember 2023 bietet eine große Terrasse im dritten Stock den Besucher*innen auch die Möglichkeit, vom Museum aus das imperiale Stadtpanorama zu bewundern. Im Zuge des 2013 von der Stadtregierung beschlossenen Umbaus wurden dem denkmalgeschützten Gebäude im Eingangsbereich ein Glaskubus vorgestellt und oben zwei Stockwerke hinzugefügt.¹¹ Der vierte Stock für die Sonderausstellungen schwebt als massiver Baukörper über dem Haerdtl-Bau. Im Inneren hat sich die Nutzfläche des Museums von rund 7.000 auf

9 Eva-Maria Orosz, Grillparzer-Zimmer im Wien Museum. Raum für Interpretationen, in: Wien Museum Magazin, 17.1.2022, <https://magazin.wienmuseum.at/grillparzer-zimmer-im-wien-museum> (12.9.2024).

10 Ulrike Felber/Elke Krasny/Christian Rapp, Smart Exports. Österreich auf den Weltausstellungen 1851–2000, Wien 2000, 135 f.

11 Vgl. ein Gespräch des Architekturjournalisten Wojciech Czaja mit den Architekt*innen Ferdinand Čertov, Roland Winkler und Klaudia Ruck: Alles, bloß kein Rufzeichen!, in: Wien Museum Magazin, 30.11.2023, <https://magazin.wienmuseum.at/zur-architektur-des-neuen-wien-museums> (23.10.2024).

12.000 Quadratmeter vergrößert. Davon sind 3.300 Quadratmeter der Dauerausstellung gewidmet,¹² die dem Publikum nun kostenlos zugänglich ist.

Oliver Kühschelm



*Abbildungen 2 und 3: Impressionen von der Führung im Wien Museum
Fotos: Johanna Gehmacher*

2. Erste Eindrücke von Raum und Konzept

Erich Landsteiner: Man schlängelt sich auf drei Ebenen durch die Wiener Geschichte: die erste Ebene bis 1700, die zweite Ebene zwei Jahrhunderte bis 1900, und die dritte Ebene bespielt das 20. Jahrhundert. Die Gewichtung ist klassisch, es handelt sich um einen „Tunnelblick“ in die Vergangenheit, der in verkürzter Perspektive einfach der Chronologie folgt. Die Gestaltung des mächtigen Zentralraums ist meiner Ansicht nach nicht wirklich gut gelungen – voll mit disparaten, aber großen Objekten. Das ist im Augenblick eindrucksvoll, aber dann fragt man sich, ob man den Raum nicht besser hätte nutzen können. Die Farb- und Formgestaltung macht für mich durchaus Sinn – und, ja, man braucht etwas Zeit, bis man das realisiert, aber das ist sehr durchdacht. Das war mein erster Eindruck im Rahmen unserer Führung. Ich war ein zweites Mal dort, drei bis vier Stunden, und bin trotzdem nur bis 1900 gekommen. Es ist schon sehr, sehr viel, was da geboten wird. Und wenn man sich darauf einlässt, gibt es zwei Möglichkeiten: Man geht durch und dann fallen einem die großen Objekte auf. Wenn man aber verharret, sieht man, dass die Kurator*innen

¹² Elke Doppler/Michaela Kronberger/Peter Stuibler, Die neue Dauerausstellung des Wien Museums. Menschen, Themen, Leitobjekte, in: Wien Museum Magazin, 30.11.2023, <https://magazin.wienmuseum.at/die-neue-dauerausstellung-des-wien-museums> (23.10.2024).

sehr viele zusätzliche Informationen eingebaut haben, die dich aber nicht überfallen, sondern du musst etwa eine Lade rausziehen, wenn du mehr über das Objekt wissen oder Hintergrundinformationen haben willst. Das finde ich klug.

Ellinor Forster: Ich knüpfe hier an. Als ich ein zweites Mal in Ruhe durch das Museum gegangen bin, war mein Eindruck, dass manche Teile unglaublich liebevoll ausgestaltet wurden – das Mittelalter, zum Beispiel, mit ganz vielen Facetten. Ein Schwerpunkt liegt auf der Belagerung Wiens 1683 und dem Osmanischen Reich, den wir bei unserer Führung auch gesehen haben. Diesen Teil halte ich für sehr gelungen, auch dass er Einblicke in die früheren Ausstellungen zum Thema gibt. Das jüdische Leben und die Verfolgung der Juden und Jüdinnen ist ebenfalls sehr präsent. Dazu gehört, dass die jüdische Gemeinde in Wien über die Ausstellung verteilt immer wieder angesprochen wird und sich nicht etwa auf eine „Sonderabteilung“ für jüdische Geschichte beschränkt. Andere wichtige Aspekte – etwa die Reformation – habe ich hingegen kaum gesehen oder nicht wirklich wahrgenommen. Auch die napoleonische Zeit scheint mir nur ganz am Rande thematisiert, die damit verbundene Neugestaltung Europas ist überhaupt etwas versteckt angebracht. Das hat natürlich auch mit dem Blickwinkel zu tun, mit dem man durch die Ausstellung geht. Aber mein Eindruck war, dass man sich bestimmte Brennpunkthemen vorgenommen hat, die ausführlicher gestaltet wurden als andere. Das wiederum hängt auch von den verfügbaren Objekten ab.

Maria Mesner: Das war auch mein Eindruck: Es ist zu viel. Warum stehen da zehn Statuen vom Stephansdom? Eine hätte auch gereicht. Zumindest habe ich den Mehrwert nicht erkennen können. Im Museum gibt es ja offensichtlich Platzmangel.

Laurence Cole: Die Raumgestaltung halte ich insofern für ein Problem, als es manchmal etwas eng wird. Das Museum ist offensichtlich sehr gut besucht, in unterschiedlichen Räumen gibt es einige Engpässe. So fragt man sich, was hätte man vielleicht anders machen können? Aber immerhin ist für jede*n etwas da.

Erich Landsteiner: Ich glaube, ein Problem solcher Ausstellungen ist der Druck, dass bestimmte Prunkstücke unbedingt ausgestellt werden müssen – deshalb die vielen Figuren, die viel Platz beanspruchen und den Raum dominieren.

Ellinor Forster: Zu berücksichtigen ist, dass wir zuerst eine Führung zu ausgewählten Aspekten bekommen haben, womit wir die Ausstellung in ihrer ganzen Fülle erst danach wahrgenommen haben. In diesem Zusammenhang bildet dann die Chronologie ein zentrales Thema.

Ernst Langthaler: Ich kann die Metapher des Tunnelblicks schon nachvollziehen. Aber ich sehe im Museum auch Versuche, dem zu entgehen – sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Hinsicht. Ein Beispiel in zeitlicher Hinsicht sind die Fenster zur Gegenwart – gelb markierte Stationen, die offenbar die Besucher*innen lebensweltlich abholen sollen, indem Bezüge zu ihren Erfahrungsräumen hergestellt wer-

den. Hier öffnen sich zumindest Seitenlöcher im Tunnel, die andere Blickrichtungen ermöglichen. Auch in räumlicher Hinsicht gibt es Versuche, Wien als klar umrissenes Territorium – suggestiv vermittelt durch die vielen Stadtmodelle – aufzubrechen. Es gibt immer wieder Gelegenheiten, Wien in seinen Außenbeziehungen zu betrachten: etwa als Knoten im Netzwerk der europäischen Handelswege oder als Ziel der Migrationspfade der Studenten. Da hätte man sicher noch mehr machen können. Wünschenswert wäre zum Beispiel, die Ketten der Nahrungsmittelversorgung der Zwei-Millionen-Stadt um 1900 zu zeigen. Dies hätte eine transregionale Vernetzung gezeigt, die weit in den ungarischen Teil der Monarchie und darüber hinaus reicht. Die Macher*innen der Ausstellung haben also zumindest ansatzweise versucht, den Tunnelblick immer wieder aufzubrechen – auch wenn sie ihm letztlich nicht völlig entgehen.

Laurence Cole: Das ist immer das Dilemma mit einer chronologischen Erzählung. Ich schicke voraus, ich finde die Ausstellung grundsätzlich sehr gelungen und museumsdidaktisch sorgfältig aufgebaut. Sie bietet, was man von einem Museum im 21. Jahrhundert erwartet. Die Kurator*innen ziehen mehr oder weniger alle Register, die möglich sind. Man kann darüber diskutieren, ob die Entscheidung für eine chronologische Struktur sinnvoll ist oder nicht, oder ob man das thematisch hätte aufbauen können. Aber nachdem sie sich dafür entschieden haben, haben sie die Struktur logisch durchgezogen und versucht, sie ab und zu aufzubrechen.

Ein anderer Aspekt ist, was man im Rahmen dieser Erzählung von einem geschichtswissenschaftlichen Standpunkt heraus, als Expert*innen, sagen kann. Wird die Geschichte vielleicht zu verkürzt dargestellt? Wo findet man überholte Klischees? Beispielsweise wenn die Ausstellung von der napoleonischen Epoche in die Vormärzzeit führt. Da sieht man, meiner Meinung nach, ein ziemlich traditionelles Muster: von der Französischen Revolution als Lichtblick zu Metternich, der eher als „der Böse“ erscheint. Neue, differenzierte Forschungen werden nicht so wirklich wahrgenommen. Oder nehmen wir den Anfang des Ersten Weltkrieges, wo immer noch die Rede von Kriegsbegeisterung ist. Das ist eine Ansicht, die schon längst hinterfragt wurde, auch für Österreich, auch wenn die Forschung dazu nicht so weit entwickelt ist wie in anderen Ländern. Sicher kann man also bei einzelnen Punkten Kritik üben, aber als ganze Erzählung hat die Ausstellung eine konsistente Stringenz.

Außerdem werden den Besucher*innen viele Kapitel in dieser Erzählung geboten. So lädt das Museum ein, immer wieder zurückzukommen, und jedes Mal entdeckt man etwas Neues. Wenn man nur einmal in Wien auf Besuch ist, dann ist es wahrscheinlich zu viel auf einmal. Aber für das zentrale Zielpublikum – Schulgruppen, die in Wien lebende Bevölkerung – gibt es viele Einstiegsmöglichkeiten.

Gabriella Hauch: Das ‚Wohnzimmer der Wienerinnen und Wiener‘ habe ich gehört.

Laurence Cole: Genau, ich war vor ein paar Tagen wieder dort, und ich war beeindruckt, wie viel diskutiert wurde, beispielsweise bei den Stadtmodellen. Partizipation ist klar vorhanden.

3. Wie die Ausstellung beginnen?

Claudia Kraft: Ich fand den Beginn der Ausstellung – ganz klassisch mit Ur- und Frühgeschichte – sehr konventionell. Das ist nicht sehr einladend, während die Ausstellung später sehr gut wird: Manche Ensembles, die die Kurator*innen aufgebaut haben, finde ich richtig toll. Was man als Fachhistoriker*in wahrscheinlich nicht tun sollte, ist, die Themen, bei denen man sich gut auskennt, im Hinblick auf den neuesten Stand der Forschung abzufragen.

Als ich mir die Ausstellung alleine angesehen habe und am Anfang der Ausstellung stand, war hinter mir eine Schulklass mit ca. zwölf oder dreizehn Jahre alten Schüler*innen. Der Guide hat sie ganz allgemein gefragt: „Was ist denn Geschichte?“ Daraufhin haben sie wirklich originelle, noch nicht verbildete Aussagen gemacht. Das heißt, dass sich in deren Perspektive das, was historisch ist, nochmal sehr stark von unserer Sicht bzw. der der Ausstellungsmacher*innen unterscheidet. Der doch recht konventionelle Einstieg verleitet jüngere Menschen wahrscheinlich nicht unbedingt zu interessierten Nachfragen, weil er ziemlich „verstaubt“ rüberkommt und relativ wenig Anknüpfungspunkte zu den Lebenswelten von Jugendlichen hat. Im weiteren Verlauf der Ausstellung werden aber sehr anschauliche Geschichten dargestellt, die bei ihnen bestimmt Interesse und Neugier auf mehr Wissen wecken.

Johanna Gehmacher: Als ich allein dort war, bin ich der chronologischen Perspektive sofort ausgewichen und gleich nach oben gefahren. Das wird auch durch die Beleuchtungstechnik nahegelegt, denn im unteren Stock ist es relativ düster. Die hier ausgestellten Objekte werden nicht ins Licht gerückt. Ich habe mir allerdings überlegt: Wäre es nicht eine interessante Idee, im obersten Stock der Dauerausstellung die früheste Vergangenheit zu behandeln, also sozusagen aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu gehen? Das wäre eine einfache Intervention ins Zeitdenken, die doch so viel auslöst. Leider weiß ich nicht, ob diese Variante je diskutiert wurde.

Maria Mesner: Auch ich dachte beim Eingang: „Warum passt das mit meiner Perspektive überhaupt nicht überein?“ Die Ausstellung fängt an mit dem, was „Naturraum“ genannt wird. Aber es geht im Museum doch um eine Geschichte des Städtischen, was auch immer „städtisch“ bedeutet. Der Naturraum am Anfang erklärt uns nicht, was das eine mit dem anderen zu tun hat. Man sieht eine Gegend vor vielen tausenden Jahren, und aus meiner Perspektive wird kein Konnex zur Urbanität hergestellt. Der Zusammenhang zwischen dem Naturraum und dem Städtischen fehlt.

Ernst Langthaler: Ich finde die Begegnung mit dem Naturraum am Anfang schon stimmig, weil sie dann auch den Bezug zum Sozialraum herstellt. Der Resselpark war einer der Orte, den die Geologie als Nachweis für das Anthropozän als neue, menschlich geprägte Epoche der Erdgeschichte diskutierte. Letztlich entschied sie sich aber für den Crawford-See in Kanada und kam vor einiger Zeit zum Ergebnis, dass die Nachweise für das Anthropozän noch nicht ausreichen.¹³ Erstaunlicherweise behauptet die Infotafel aber, dass wir in einem neuen Erdzeitalter, dem Anthropozän, leben. An dieser Stelle hätte sich ein Hinweis auf die aktuelle, auch von den Sozial- und Kulturwissenschaften geführte Debatte um den umstrittenen Begriff des Anthropozäns angeboten, anstatt scheinbare Gewissheit zu verbreiten. Doch die Ausstellung beginnt ja gar nicht mit der Naturgeschichte, sondern mit einer riesigen Videowand, auf der verschiedene Objekte aus dem Museum herum-schweben. Das soll die Besucher*innen offenbar auf das zu Erwartende einstimmen.

Erich Landsteiner: Den Punkt mit der Chronologie sollten wir ausführlich diskutieren. Ja, eine Erzählung braucht einen Anfang, und bei einer chronologischen historischen Erzählung ist der Anfang möglichst weit in der Vergangenheit. Aber es heißt doch Wien Museum, nicht Historisches Museum der Stadt Wien. Wie aber stellt man eine Stadt aus? Es sind doch auch andere Konzeptionen vorstellbar, etwa ausgehend von dieser Verbindung zur Gegenwart. Ich sehe die nur ganz punktuell. Wer lebt in dieser Stadt? Woher kommen die Menschen? Das ist zum Beispiel bei Vindobona gelungen – Menschen aus dem ganzen Römischen Reich in dieser relativ kleinen Stadt –, aber dann verschwindet die Zuwanderung als Thema wieder, wovon die Stadt ständig lebte. Der Stadtraum: Hätte man mit den vielen Modellen und Plänen nicht auch ein Kapitel über die Veränderungen des Stadtraums machen können? Die Versorgung der Stadt: Wo kommt die Nahrung der Wiener*innen her? Das Fleisch schon im 16. Jahrhundert aus der ungarischen Tiefebene, das Getreide aus dem Banat, der Wein aus der unmittelbaren Umgebung. Oder die demografischen Verhältnisse, die sehr viel über das Leben in der Stadt aussagen. An einer Stelle kommt auch die Pest vor, aber die sanitären Verhältnisse, die ganze Infrastruktur wie Kanal, Wasser, Verkehrsmittel könnte man zu Kapiteln einer Ausstellung über Wien machen und dann eine historisch chronologische Perspektive einziehen. Das kommt wahrscheinlich den Erwartungen des Publikums entgegen, kann aber immer wieder durchbrochen werden. Ein Highlight ist für mich, was die

13 Vgl. Michael Wagreich/Maria Meszar/Kira Lappé/Janis Wolf/Martin Mosser/Katrin Hornek/Veronika Koukal/Constance Litschauer/Nikolaos Piperakis/Karin Hain, The Urban Sediments of Karlsplatz, Vienna (Austria) as a Candidate Auxiliary Boundary Stratotype Section and Point for the Anthropocene Series, in: The Anthropocene Review 10/1 (2023), 316–329; Alexandra Witze, Geologists Reject the Anthropocene as Earth's New Epoch – After 15 Years of Debate, in: Nature 627 (14 March 2024), 249–250.

Kurator*innen aus der zweiten Osmanischen Belagerung gemacht haben. Da steckt eine gründliche Selbstreflexion des Museums dahinter. Wie sind wir früher mit diesen Objekten umgegangen? Die Frage, ob die lange Zeit triumphierend ausgestellten Beutestücke überhaupt etwas mit der Osmanischen Belagerung zu tun haben, wird explizit gestellt; und auch die Geschichte des Feierns dieses Sieges.

Laurence Cole: Ich möchte zur Frage des Anfangs zurückkommen. Auf der ersten Videowand bewegen sich Objekte über den Bildschirm, aber es gibt keine direkte Einladung, diese später zu suchen oder zu überlegen, wie sie zusammenhängen. Dagegen finde ich den ersten Ausstellungsraum absolut gelungen. Man sieht die Entwicklung des Stadtgebiets und die unterschiedlichen geologischen Schichten, auf denen es beruht. Es werden Themen aufgemacht, beispielsweise die Kanalisation und ähnliches. Der städtische Raum sowie dessen Veränderungen über die Jahrhunderte werden mittels Projektion schon gezeigt.

Als ich das zweite Mal im Museum war, habe ich bewusst nur den „römischen Raum“ und das Mittelalter angeschaut. Es mag sein, dass wir alle ein bisschen ‚Angst‘ vor Keramik- und Vasensplitter haben, da wir solche Dinge schon oft gesehen haben. Wenn man jedoch genauer hinschaut bzw. hinhört, entdeckt man Informationstafeln oder etwa die Erzählung einer römischen Geschäftsfrau, die viele unterschiedliche Aspekte hervortreten lassen. Natürlich kann man immer wieder zu dieser Grundsatzfrage beim räumlichen Aufbau einer Ausstellung zurückkommen: Chronologie oder Themen? Nachdem diese Grundsatzfrage zugunsten der Chronologie entscheiden wurde, müssen wir fairerweise fragen, wie die Kurator*innen das Projekt innerhalb dieser Rahmenbedingungen, die sie für sich gesetzt haben, durchgeführt haben.

Erich Landsteiner: Um meinen Punkt zu verdeutlichen: Die Donau kommt ganz am Anfang vor als Naturraum und dann noch einmal als Donauinsel. Was es bedeutet, dass Wien an einem großen Fluss liegt, geht dazwischen völlig verloren.

Laurence Cole: Die Donauregulierung wird schon angesprochen und die unterschiedlichen Auegebiete auch, etwa in der Frühen Neuzeit, auch bei der napoleoni-schen Epoche mit der Überwindung der Donau. Die Donau ist immer wieder präsent, würde ich meinen.

Ellinor Forster: Noch einmal zum Beginn der Ausstellung: Die ur- und frühgeschichtlichen Objekte stechen hier mehr ins Auge. Rechts befinden sich die urgeschichtlichen Exponate und links gibt es diese eine Wand, an der es dann sehr wohl um Stadtthemen geht. Wenn man sich hier die Mühe macht, die kleinen Türen aufzumachen, bekommt man sehr tiefe Einblicke. Das fand ich mutig, zu Beginn Bilder zu zeigen, die Wien überhaupt nicht „schön“ darstellen, wenn es etwa um Müll geht und um dichte Verbauung. Das spricht ganz aktuelle Themen an. Aber die Verbindung zwischen diesen Themen auf der einen Raumseite und der Ur- und Frühge-

schichte auf der anderen wird nicht richtig hergestellt. Das wirkt auf mich wie zwei fast separate Erzählungen.

Peter Eigner: Ich möchte darauf hinweisen, dass man ein Museum ganz anders wahrnimmt, wenn man geführt wird und alles erklärt bekommt. Wenn ich alleine durch eine Ausstellung gehe, erschließt sich mir vieles nicht. Als wir bei der Kurator*innenführung waren, wurde uns erklärt, warum im Zentralraum diese Riesenobjekte aufgehängt sind und dass es mit Fließen zu tun hat und als Metapher begriffen werden muss. Ich finde, wenn ich als unbefangene Besucher*in in das Museum komme, erschließt sich mir das nicht: Ja, ich sehe dann diese Riesengegenstände, aber welche Assoziation sie wecken sollen, weiß ich als Besucher*in nicht. Das ist in meinen Augen generell eines der Probleme bei Ausstellungen.

4. Wie das Museum benutzen?

Oliver Kühschelm: Das ist tatsächlich eine interessante Frage: Welche Art von Besucher*innen stellt sich denn das Museum vor? Welche Andockmöglichkeiten bietet es?

Peter Eigner: Ich denke, dass durch den freien Eintritt ganz deutlich ist, an wen sich das Museum in erster Linie richtet: an die Wiener Bevölkerung. Das Museum hat natürlich genaue Analysen, woher ihre Besucher*innen kommen und wie viele Tourist*innen darunter sind – um die 25 Prozent laut den letzten Zahlen. Und für die brauche ich spektakuläre Klimt-Gemälde oder ähnliches. Die interessiert die Stadtgeschichte im Detail eher wenig, sondern sie schauen auf ganz bestimmte Namen oder Gegenstände, die attraktiv sind. Und das ist die Herausforderung für das Museum, dass es so unterschiedlichen Besucherströmen etwas bieten muss.

Johanna Gehmacher: Ich würde gerne auf die Benützungsweisen zurückkommen. Die Kurator*innen, die uns so informativ und inspirierend geführt haben, haben uns vermutlich (und nachvollziehbarerweise) Orte in der Ausstellung gezeigt, wo sie starke Interventionen gemacht haben: der Stich des Stadtfensters durch die Zeiten, die Neudeutung des Gemäldes zur Osmanischen Belagerung, den zentralen Raum, wo die Ebenen sich vermischen; dann eine Fassadenwerbung aus Favoriten aus der Zeit des Nationalsozialismus, die sie als Beleg dafür gebracht haben, dass sie sich nicht von der Sammlung haben treiben lassen, sondern extra eine Akquise gemacht haben. Das heißt, sie haben uns dorthin geführt, wo das Museum starke Zeichen gesetzt hat, während durchwandelnde Besucher*innen ganz andere Benutzungsformen haben werden. Manche gehen sicher geflissentlich den vorgezeichneten Weg entlang durch die Ausstellung. Guides werden in der gebotenen Kürze den Schüler*innen Stücke zeigen, von denen sie etwas lernen können. Oder aber der

Zugang ‚Wohnzimmer der Wiener*innen‘ – ich suche Lieblingsorte in der Ausstellung auf. Oder ich will nicht gebildet werden, sondern freue mich, dass der öffentliche Raum – und das Museum gehört jetzt zum öffentlichen Raum, weil es gratis ist – mir was Tolles anbietet. Und dann bleibt möglicherweise der alles durchschreitende, umfassende Bildung suchende Besuch in der Minderheit.

Claudia Kraft: Wenn man einmal die Tourist*innen ausklammert und nur an die Wiener*innen denkt, wäre man auch schon bei sehr unterschiedlichen Gruppen mit unterschiedlichen Erfahrungshintergründen. Ich fände es zum Beispiel wichtig, dass möglichst viele unterschiedliche Besucher*innen (gerade die, die in Wien wohnen) eigene Alltagserfahrungen im Museum wiederfinden. Die Frage, wo kommt das Fleisch her, das in Wien tagtäglich gegessen wird, ist ja nicht nur für das 16. Jahrhundert, sondern auch für die Gegenwart total spannend. Jeden Morgen, wenn ich aus dem Haus gehe, steht vor meiner Wohnung ein riesiger Laster aus Polen, der über Nacht frisches Fleisch aus Polen nach Wien gebracht hat. Es gibt gerade in alltagsgeschichtlicher Perspektive ganz viele Beobachtungen, die daran erinnern, dass Wien in ein Netz von Mobilität – sei es von Menschen, Tieren oder Dingen – eingebunden ist. In der Stadt überkreuzen sich also ganz viele Migrationsgeschichten, die länger oder kürzer zurückreichen. Das wäre auch eine Möglichkeit, dass man sagt, das Wien Museum ist für die Bewohner*innen von Wien da und jede*r hat einen anderen Zugang dazu und wir versuchen, diese verschiedenen Zugänge ‚zurückzu-erzählen‘. Das fände ich spannend. Wenn man von vornherein ganz unterschiedliche Besucher*innengruppen im Blick hat, könnte das eine gute Möglichkeit sein, eine Art Mosaik zu kreieren, das sich der Suche nach (chronologischer) Vollständigkeit widersetzt.

Aus dieser Perspektive finde ich, dass zum Beispiel das Rote Wien sehr viel Raum einnimmt. Verglichen damit kommt das migrantische Wien, vor allem das seit den 1960er-Jahren, doch ziemlich zu kurz. Gerade zu diesen Migrationsgeschichten könnte man aber sehr interessante und eindruckliche Aspekte zeigen. Angefangen von der Dichte von „fremdem Essen“ in der Stadt über unterschiedliche Musikkulturen und den damit verbundenen kulturellen Treffpunkten bis hin dazu, wie heute in der Stadt manche Straßenzüge im 16. und 17. Bezirk mit südslawischen Stickern vollgeklebt sind, um dort den Raum zu markieren. Ich fand die Darstellung der jüngeren Migrationsgeschichte zu knapp und auch sehr konventionell.

Laurence Cole: Mein Eindruck in dieser Hinsicht war, dass die Ausstellung bei allem, was die Gegenwart betrifft – die Zeit nach 1945, aber vor allem seit den 1980er-Jahren –, eher zurückhaltend agiert. Die Stadt wird als multikulturell gezeigt und es kommen viele unterschiedliche Stimmen auf den Videoflächen im letzten Teil der Ausstellung vor. Explizit politische Themen werden jedoch umgangen, im Unterschied etwa zum Ausstellungskapitel über die Zwischenkriegszeit. Wahrscheinlich

kann man das gar nicht anders erwarten, aber die Parteipolitik wird zunehmend ausgeblendet, je mehr wir uns der Gegenwart nähern.

Wenn man durch die Ausstellung geht und die Anwesenheit von „Anderen“ oder von neuen Gruppen in der Stadt thematisiert wird, fehlt in der Erzählung eine vertiefende Auseinandersetzung mit der Frage, was Wien ausmacht. Am Anfang steht: „Das ist deine Stadt“ – aber wer sind die Wiener*innen bzw. ab wann wird man Wiener*in? Und was ist die ‚Wiener Identität‘, der ‚Mythos Wien‘? Diese Fragen werden nicht gezielt aufgegriffen, stattdessen werden offene Fragen gestellt: Hier stehen wir jetzt, wie geht’s weiter? Wie entwickelt sich der öffentliche Raum? Wie gehen wir mit Umweltfragen um? Es ist bestimmt keine schlechte Idee, am Schluss einer Ausstellung Fragen zu stellen, die zum Reflektieren einladen, aber politische Änderungen seit 1945 werden im Vergleich zu wirtschaftlichen und sozialen Transformationen wenig thematisiert.

Erich Landsteiner: Das Museum stellt den Anspruch, alltagsnahe Themen durch die ganze Ausstellung zu ziehen: Versorgung, Wohnen, Migration. Das sehe ich nicht eingelöst. Wenn man den ersten Stock betritt, begegnen einem zunächst nur Bilder von Habsburgern. Und die anderen Themen sind Aufklärung und religiöse Toleranz – das ist das ganze 18. Jahrhundert. Wo ist Versorgung, Wohnen, Migration? Der Teil zu Vindobona löst dagegen den alltagsgeschichtlichen Anspruch ein. Man erfährt über einen römischen Soldaten von weit her und seinem Schicksal, über eine Ziegelunternehmerin und ihre Geschäftspraktiken. Das kann man sich anhören: Es gibt ein Objekt, eine Inschrift und dann wird simuliert, dass die Ziegelunternehmerin zu dir über ihre Probleme mit dem Geschäft und ihren Konkurrenzen redet. Das ist wirklich gut gelungen.

5. Wie den Zentralraum verstehen?

Erich Landsteiner: Nochmals zum Zentralraum. Man könnte vermuten, hier wollte man aus allen Epochen ein großes Objekt ausstellen: Das Modell des Stephansdoms wächst aus dem Boden, der Walfisch hängt von der Decke, die Galakutsche des Bürgermeisters auch, die Figuren des Donnerbrunnens stehen am Boden und das Hrdlicka-Pferd an der Wand. Das sind wichtige Objekte, aber die Raumgestaltung scheint mir nicht glücklich. Es ist auch kein gemütliches ‚Wohnzimmer der Wiener*innen‘. Es gibt zwar Sitzgelegenheiten und man kann über Kopfhörer Musik und Literatur anhören; zu sehen ist auch ein lustiger Film: „Das Hrdlicka-Pferd zusammensetzen“. Aber die Zusammenstellung erschließt sich mir nicht.

Peter Eigner: Ich bin geborener Wiener und zumindest der Walfisch hat für mich eine große Bedeutung. Als Wiener Kind war ich zweimal im Jahr im Prater und

man ist diesem Walfisch dort immer begegnet. Der Poldi war ein ganz wesentliches Objekt meiner Kindheit.

Erich Landsteiner: Hingegen wird das Hrdlicka-Pferd, ein zentrales Objekt der Zeitgeschichte, an einer Wand aufgestellt und damit an den Rand gerückt.

Ellinor Forster: Genau, so geht es fast unter. Als wir gemeinsam dort waren, gab es zudem eine Sonderinstallation im zentralen Raum, sodass man vielleicht deshalb die Sitzmöglichkeiten mit den Informationen zu den großen Objekten kaum gesehen hat. Ich habe mir das beim letzten Besuch noch einmal genauer angeschaut. Wenn man sich dem Pferd nähert, sieht man daneben andere Tiergeschichten, etwa Kinder-Tiergeschichten. Wenn man den Text nicht liest und den Hintergrund nicht kennt, könnte man das auch als verschiedene Darstellungen von Tieren interpretieren. Daher scheint mir diese Präsentation nicht so gelungen.

Johanna Gehmacher: Ich mag den Zentralraum sehr. Wobei ich vielleicht auch noch sagen darf: Wenn ich ein Verlusterlebnis im neu gestalteten Museum habe, ist es, dass ich den früheren überdachten Innenhof sehr gern hatte. Insofern bin ich glücklich, dass ein Stück von ihm übriggeblieben ist. Ich finde, der Raum funktioniert besser als diese Videowall am Anfang, die ich übersehen habe. Der Zentralraum gibt mir viele Möglichkeiten, in unterschiedliche Richtungen zu gehen: Was ist mit dem Pferd, in welcher Etage muss ich den Kontext suchen? Was ist mit der Kutsche? Zu welcher Epoche gehört sie? Oder: Ich bin keine Wienerin, der Walfisch sagt mir biografisch nichts – aber jetzt, da er so prominent positioniert ist, habe ich viel darüber gelesen. Für mich hat dieses Verschneiden der Ebenen zueinander funktioniert. Es geht ja um Eindrücke, die auch verschieden sein können.

Maria Mesner: Ich finde auch, der Raum macht etwas her und ist eindrucksvoll. Er lädt zum Sitzen und zum Schauen ein. Und für Leute, die beschließen, „Gehen wir mal ins Museum“, hat er einen gewissen Erlebniswert.

Laurence Cole: Ja, und wenn man es raumtechnisch betrachtet, ist der Raum ziemlich schwierig zu bespielen. Ich denke, die Lösung mit den unterschiedlichen Zeitebenen ist in Ordnung und das Modell des Stephansdoms ist wirklich gelungen. Wenn man im Erdgeschoß unten mit dem Periskop spielt und drinnen im Dom Runden dreht, finde ich das recht spannend. Der Zentralraum ist eine Wunderkammer, er bietet Spektakel; man soll ein bisschen staunen, und das ist in einem Museum legitim. Vermutlich ist dieser Wow-Effekt ein gutes Mittel, um Kinder für das Museum zu gewinnen.

Oliver Kühschelm: Ich glaube, mit dieser positiven Note können wir einen Schlusspunkt setzen. Danke an alle für das interessante Gespräch.